



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K., P.: Ein deutsches Künstlerleben : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Fahnen. Die Petrikirche sendet den schlanksten Turm empor, den vier Ecktürmchen flankieren. Es kommen auch zierlich durchbrochne Türmchen auf dem Hauptschiff vor. Aber den Eindruck des Rathauses und des Holstenthores erreicht keiner von diesen Tempeln. Man kann an den Privathäusern lernen, wie gut sich der Ziegelbau dem räumlich anspruchslosen Profanbau anpaßt, der mit dem Wechsel roter und gelber Steine einen warmen, heitern Ton erzielt, offene Loggien anwendet und in gebrannten Ornamenten nach Art des Wismarer Fürstenhofs schwelgt. Das berühmte Schifferhaus zeigt uns das stimmungsvolle Düstere eines Hausinnern. Um lange Tische behagliche Bänke, die Räume durch halbhohe dunkle geschnitzte Wände geschieden. Schiffsmodelle und erbeutete Korsarenwaffen zieren Decke und Wände.

In der Stille dieser wundervollen Stadt, von deren Wällen man auf eine lachende Landschaft von Wiesen, Feldern, Wäldern und blitzenden Seen und Flußschlingen hinaus- und hinabschaut, sind namhafte Menschen geboren. Geibel steht kühn in den Mantel drapiert da, genau so, wie man ihn einst in München dahinschreiten sah. Der Historiker Curtius ist eine seinem berühmtern Freunde und Landsmann seelenverwandte Natur gewesen: mehr anempfindend als schöpferisch, hochgesinnt, der Phrase zu Zeiten nicht abhold, im ganzen eine höchst wohlthunende Erscheinung. Lübeck hat auch kräftigere, für die hanseatische Diplomatie in alter und neuer Zeit bedeutende Männer gestellt. Der Senator Krüger, ein mit der Schöpfung des neuen Reichs eng verbundner langjähriger hanseatischer Gesandter in Berlin, war ein Lübecker.



Ein deutsches Künstlerleben

(Schluß)



Wasmann war sechsundzwanzig Jahre alt, als er im Jahre 1835 zu seiner höhern Ausbildung den Weg ins Vaterland der Kunst offen fand. Was er auf seiner langen und wechselvollen Reise von Meran nach Rom alles sah, erlebte, empfand und in sich als unverlierbares Besitztum aufnahm, könnte jeden „Italienfahrer“ unsrer Tage mit Neid erfüllen. Freilich mit dem Auge eines Goethe konnte nur Goethe reisen. Wasmann reiste und lebte in Italien als der kluge und feinfühligste Beobachter, wie wir ihn schon kennen gelernt haben. Ohne Prätension, ohne einseitige Parteinahme und mit der ehrlichen Absicht, zu lernen, seine künstlerische Einsicht zu vertiefen und in Rom am Urquell alles Schönen, Erhabnen und Ewigen Geist und Gemüt zu stärken, gab er sich den neuen

Eindrücken und dem neuen Leben hin. Wasmann war ein Mensch von vielseitiger Begabung. In hohem Grade verstand er die Kunst, das Wesentliche einer Erscheinung zu erkennen und sie in den großen Lauf der Zeiten einzuflechten. Vier Jahre, von 1832 bis 1835, lebte er in Rom. Rom war noch die Hochburg der Künstlerdaseins. Neben Cornelius und Thorwaldsen wirkte die Schar der Nazarener, Overbeck, Führich, Veit, Schadow, Schnorr. Genelli, der den Grundsatz aufgestellt hatte, der Fisch gehört ins Wasser, der Künstler nach Rom, hatte in demselben Jahre die Stadt verlassen, in die er zehn Jahre vorher als Einundzwanzigjähriger eingezogen war. Alle Nationen Europas schickten ihre Kunstjünger nach Rom, die gleich Schwarmgeistern der Kunst zu Scharen die ewige Stadt bevölkerten und einen affektierten Geniekultus trieben. In einfacher, gemütvoller und zuweilen feinironisierender Erzählung giebt Wasmann in seiner Selbstbiographie eine ausgezeichnete Darstellung des römischen Lebens, des Alltags wie der Festtage, der Leute aus dem Volke wie hoher Würdenträger und bedeutender Männer, von kirchlichen, politischen und allgemein menschlichen Zuständen, von novellistischen oder anekdotischen Vorgängen, von Stadt und Landschaft, Volks- und Künstlerleben, vom Leben der Künstler untereinander, von ihren Kunstdebatten, ihren Studien und künstlerischen Anschauungen, vom Künstlerleben auf den sommerlichen Villeggiaturen, von Künstlerfesten, Kirchen- und Volksfesten u. a. m. Wasmanns entschiedene Gabe des Menschenkenners, des sachlichen Beobachters, gemütvollen Humoristen und mitsühlenden Zeitgenossen giebt seinen Aufzeichnungen einen gebiegnen Wert und reichen Inhalt.

Sein Weg führte zunächst von Meran über Trient, Roveredo durch Südtirol an Mori, Nago und dem herrlichen Gelände des Gardasees, Torbole und Riva vorüber über den See nach Desenzano und von da nach Verona. Jedem, der selbst einmal diese Pfade gegangen ist, wird das Herz höher schlagen, wenn bei der prächtigen Schilderung Wasmanns in ihm die Erinnerung an diese schöne Welt lebendig wird. In Verona ergözte er sich lieber an einem Marionettentheater, das mit saftigen, volkstümlichen Späßen aufwartete, als an einem ins Italienische überetzten Kozebueschen Lustspiel, das Familienprosa voll Tugendbrei ohne höhere Gedanken verzapfte. Eine Komödiantengruppe hatte die Bühne, wie es ähnlich Goethe erzählt, in einem Winkel der Arena aufgerichtet. Das heißere, südliche Blut hatte sich „den langweiligen Kram nach seiner Art zurechtgelegt und mit einer Portion Sinnlichkeit verquickt, wobei die Schauspieler feurig gestikulierten und statt der zarten Umarmungen, wie sie in unserm kühlen, ästhetisch temperierten Deutschland schicklich sind, sich so kräftig umhasteten und küßten, daß die akustische Wirkung bis oben laut vernehmbar heraufdrang. Je gräßlichere, mit Emphase vorgebrachte, moralische Gemeinplätze sich hören ließen, desto ärger wurde Beifall geklatscht. Es war ein trauriger Anblick, ein so schönes, talentvolles Volk, die Landsleute eines Dante und Petrarca an den Treibern unsrer Litteratur seinen Hunger stillen zu sehen.“

Von Verona gings über Mantua und Modena nach Florenz, die liebliche, heitere Wunderstadt Toskanas, aus der einst Goethe so schnell heraus- wie hineinste, und die auch für Wasmann nur einen Durchgangspunkt und kein Endziel bedeutete. Denn für ihn war Rom der Inbegriff alles künstlerischen Seins. Von Florenz aus unternahm er einen Abstecher nach Livorno und Pisa. Im Camposanto von Pisa machten die mächtigen Fresken des Orcagna,

vom Triumph des Todes und dem jüngsten Gericht einen tiefen Eindruck auf ihn, und in der Betrachtung durch die zauberhafte Stille begünstigt, die auch jetzt noch über dem in seiner Art einzigen Domplatz liegt, gewann er den ersten Begriff von der „altitalienischen“ Kunst. Nach Florenz zurückgekehrt, tritt er in Begleitung eines Betturin, „eines alten römischen Ehrenmannes“ die Reise nach Rom an. Der Leser seiner Biographie begleitet ihn auf der Fahrt, bis er mit ihm fern am Horizont die Kuppel von St. Peter erblickt. Das Bewußtsein, den Mittelpunkt der ganzen christlichen Weltgeschichte vor sich zu sehen, durchdrang sein ganzes Empfinden. Wie ein Märchen war es, was doch Wirklichkeit war. „Die Kampagna ringsum lag schweigend und totenstill wie ein Gottesacker, kein Laut eines Vogels ließ sich hören, und darüber spannte sich der tiefblaue, italienische Himmel. Man bringt sein Inneres unwillkürlich in Beziehung zu der umgebenden Natur, doch hier wirkte etwas auf mich, was ich nicht verstand, nur mich mit ernster Ahnung erfüllte.“ Er meinte die Macht und Größe der katholischen Kirche, deren Zauber er sich bald mit ganzer Seele ergeben sollte.

Er mietete sich in der Via S. Andrea delle fratte im Hause der Signora Rosa, einer „ältern Dame von anständiger Haltung“ ein, die sich rühmte, des Malers Salvator Rosa Nachkommnin zu sein, und bei der vor Jahren der Dichter Zacharias Werner vor seiner Konversion gewohnt hatte. Seine Zimmernachbarn waren Franzosen, meistens Maler, die ein tolles, ungezügelt und teilweise wildgeniales Leben führten. Trotz seiner schweren, kontemplativen, nordischen Natur wurde er doch anfangs in diesen Strudel französischer Leichtfertigkeit hineingerissen. Wasmann fühlte sich in dem großen Rom wie in einem Labyrinth, das ihn verwirrte, sodaß er nur langsam zur Besinnung und zu sich selbst kam. Die Leichtigkeit der Franzosen, mit der sie ohne lange Überlegung, ohne Plan und Skizze ein zimmerhohes Bild in wenigen Tagen zusammenmalten, imponierte ihm, und indem er es ihnen nachzumachen suchte, gab er die Eigentümlichkeit seiner Natur preis, die ihn „auf liebevolles Hingeben an einen Gegenstand hinwies.“

Der bekannte Schlachtenmaler Horace Bernet, der zu jener Zeit Direktor der Akademie war, galt den französischen Künstlern als der Meister, dem man nacheifern müsse, und der seinerseits unter seinen Jüngern „den Strom wildester Ausgelassenheit toben ließ, wie er Lust hatte.“ Theatralisch wie die Künstler war auch die französische Kunst jener Zeit des Bürgerkönigs Louis Philippe, „dieses guten Mannes, dem wir zu essen geben,“ wie die jungen Maler scherzweise zu sagen pflegten. In sonderbarem Gegensatz zu ihr stand die pedantische Gediegenheit der Deutschen. Im Sommer pflegte auch die Künstlerschar das heiße Rom zu verlassen und sich in den Gebirgen zu zerstreuen. Tivoli war der nächste Ausflugsort. Eine bequeme Tagereise zu Fuß davon entfernt, in Subiaco, fand ein größeres Rendezvous der Künstlergesellschaft statt. Die Gesellschaft, die sich in dem Wirtshause zusammensand, war ein buntes Gemisch aller Nationen, hauptsächlich aber Franzosen, „die mit handwerksmäßiger Routine schöne Standpunkte einsackten und täglich ihr Pensum von Effekstudien heimbrachten. Die Sonne mußte auf denselben immer von hinten leuchten, transparente Massen und helle Ränder bilden. Die Deutschen verfahren mit mehr Nachdenken und Geschmack in ihrem naturalistischen Treiben.“ Mit meisterhafter Anschaulichkeit hat Wasmann die ganze Künstlerkolonie, die Franzosen, Deutschen, Spanier, Engländer in ihren Eigenheiten, ihrer Lebens-

weise, ihren Schrullen und Wizen gekennzeichnet. Auch eines Berliners erwähnt er, dessen drittes Wort immer die Vorzüglichkeit Berlins vor allen bekannten Teilen des Erdkreises war, und der einst allgemeine Heiterkeit und das Gelächter der Franzosen erregte, weil er über Tafel, als zum Dessert Weintrauben erschienen, von den Berliner Eßtrauben zu reden begann, die an Süßigkeit die vorgelegten weit überträfen.

Die Künstler unternahmen häufig zu Studienzwecken Streifzüge in das Gebirge hinein, weit hinauf in die mittelalterlichen Seiernecker, die an weißgrauen Kalksteinfelsen kleben und „ein so troziges, romantisches Aussehen haben, als sollten aus denselben wilde Masnadieri hervorbrechen, um Reisende zu plündern und zu morden. Es giebt Orte, wo noch jetzt Fremde ebenso wenig wie in ein Lager nordamerikanischer Wilden sich hineinwagen dürfen.“ Die Künstler wurden auch meist mit mißtrauischen Blicken in scheuer Entfernung betrachtet. Besonders wenn sie in der Wahl ihrer Modelle nicht behutsam waren, konnten sie leicht ein Stück kalten Eisens zwischen die Rippen bekommen. Wasmann teilt einige Erlebnisse mit, die für den Charakter dieses wilden, ungezähmten Bergvolks, mit dem sich im übrigen Wasmann vortrefflich zu stellen wußte, sehr bezeichnend sind. Unter anderem hatte man den Aberglauben, daß Kinder, die Künstler gezeichnet hatten, bald sterben müßten, „was leider bei vielen wirklich eintraf.“ Im allgemeinen, trotz vieler Beschränkheiten des Volkes kam aber Wasmann, der ausgezeichnet zu beobachten und auf den eigentlichen Kern der Erscheinung vorzudringen verstand, zu dem Endurteil, daß das gemeine Volk eine so staunenswerte Empfänglichkeit für Kunst hätte, daß man, nach den Naturkindern Italiens zu urteilen, hoffen könnte, „die Zeiten eines Cimabue und Giotto wiederkehren zu sehen.“ Jeder, der heute mit Verständnis in Italien reist, wird ihm Recht geben müssen.

In Rom, wo sich Ende Oktober die im Sommer zerstreute Künstlerherde wieder sammelte, entwickelte sich ein reges Kaffeehausleben. Hauptmittelpunkt war morgens und nach dem Mittagessen das café greco, wo die Franzosen die erste, die „armen Deutschen, die sich gemächlich ihres Daseins freuten,“ eine gar bescheidne Rolle spielten, während sich die Engländer in einem abgeschlossenen Hintezimmer in ihr noble self zurückzogen. Ein andres Kaffeehaus, degli gnocchi, wurde von einigen einsiedlerischen Deutschen, die die Verborgenheit liebten, besucht. Der Abend vereinigte dann alle in der Scorzzese-Kneipe, in der die Deutschen dominierten. Mit köstlichem Humor schildert Wasmann das echt römische Leben, das sich im Laufe des Abends entwickelte. „Hier war das Utopien einer französischen Republick, wo Talent und künstlerische Leistungen, fröhliches Behagen, heitere Geselligkeit allein galten und man sich um Rang und Würde nichts kümmerte.“ Gar häufig endete die Sitzung in toller ausgelassenheit, bei der die Weinseligkeit und Trunkenboldigkeit der Deutschen ergötzliche Szenen lieferte; so kam es vor, daß „alle Anwesenden, die nobelsten nicht ausgenommen, ja selbst bestallte Hof- und Kommerzienräte die hölzernen Stühle umdrehten, an der Rücklehne sich haltend um den Tisch herumritten und tobten, wie die Hexen auf dem Blocksberge.“ Wasmann saß in der Scorzzese unter den Dänen; „sie waren untereinander nicht so uneinig und zankfüchtig wie die Deutschen.“

Die schmerzliche Beobachtung mußte er machen, daß die christliche Kunst-richtung seines geliebten Meisters Overbeck verhöhnt wurde, während sich die junge Welt begeistert um Thorwaldsen scharte. Es war wie selbstverständlich,

daß das altnordische Neujahrsfest, das die skandinavischen Künstler in der mit Guirlanden, Inschriften und Wappen geschmückten Villa Borghese feierten, in einer Verherrlichung des verehrten Meisters, der in ihrer Mitte weilte, gipfelte. Am Schlusse waren alle voll des süßen Weins, wobei es leider zu Reibereien zwischen Dänen und Norwegern einerseits und Schweden andererseits kam. Zuviel des Guten wurde auch auf einem Frühjahrskünstlerfest gethan, das man in dem etliche Stunden von Rom entfernten Cervara abhielt. Der Rückzug fiel ganz bacchisch aus, „Maultiere und Esel schrieen ganz verwildert durcheinander, warfen ihre Reiter ab, die ebenso ihren Verstand verloren hatten.“ Am Thore wurden sie von Dragonern mit gezognem Schwert empfangen und die Führer der Gesellschaft, ein Württemberger Bildhauer und ein Russe, festgenommen und einige Tage in die Engelsburg gesperrt, „wo sie so gut behandelt wurden, daß besonders der Russe es nicht genug rühmen konnte.“

Bei diesen frohen und ausgelassenen Festen wurde das ernste Arbeiten nicht vernachlässigt. Über das künstlerische Schaffen bedeutender Künstler weiß Wasmann eingehend zu berichten. Er nennt den Maler Riedel, der damals seine neapolitanische Fischersfamilie ausgestellt hatte, ein Bild, das ihm einen europäischen Ruf verschaffte, von seinen Landsleuten den geistreichen Erwin Specker, der sich von der mittelalterlichen, religiösen Kunstanschauung dem Antiken zugewandt hatte und durch ein System der Graumalerei eine gleich schöne Infarnation wie die Venezianer zu erreichen suchte, z. B. in seinem Gemälde Samson und Delila. Von dem Landschaftsmaler Koch giebt er eine ausgezeichnete, durch gute Anekdoten gewürzte Charakteristik seiner Persönlichkeit. Koch war ein Mann von äußerlich grotesken und komischen Manieren, die er absichtlich hervorkehrte, um sein übermächtiges Innenleben verborgen zu halten. Mit grimmem Spott geißelte er die „in den ästhetischen Thees herumleckenden Kunstschmarozker, die von dem Gelde und der Eitelkeit der haute volée ihr ephemeres Dasein fristeten, und an denen Rom keinen Mangel litt.“

Koch stand mitten drin in dem wogenden Ideenkampfe seiner Zeit, und doch ist diese Kernnatur schließlich vor der Macht der katholischen Kirche niedergefunken, und im Widerspruch zu seinen frühern, liberalen Grundätzen gab er seine Söhne, die er zu nichts weniger als zu Künstlern heranbilden wollte, den Jesuiten zur Erziehung, damit sie in der kommenden Zeit vor der „Drehfrankheit“ bewahrt würden. Wasmann hebt zwei Bilder von Koch hervor, die sich durch den Reichtum der Erfindung auszeichnen und sich jetzt beide im Johanneum in Innsbruck befinden, die Hexenszene aus Macbeth, wo der Sturm über die Äste des jungen Eichwalds hinauscht, und jene schauerliche Episode aus Dante, wo die Leiche des Guido von Montefeltro, starr auf der Erde liegend, den Klauen des Teufels verfallen ist, während die Mönche durch den Chorgang singend heranziehen und sich ihm wie einem heiligen Leibe nahen. „Machwerk, Effekt gelten ihm nur als Mittel, die wunderbare Geheimchrift der Natur zu entziffern und die Gedanken Gottes wiederzugeben.“

Der angesehenste, der alle überstrahlte, war aber Cornelius. Er war gerade mit seinem großartigen Karton des jüngsten Gerichts beschäftigt, nach dessen Beendigung er nach Deutschland zurückkehrte. „Oft sah ich, schreibt Wasmann, den großen Meister, wenn er abends auf einsamem Spaziergang an dem Rande der Terrasse des Monte Pincio, die auf den Spanischen Platz hinabgeht, nachdenkend stille stand und sinnend nach der fernen Kuppel des St. Petrusdomes hinüberschaute, als wehten ihn von dort geheimnisvolle

Schauer der Geisterwelt und des ewigen Weltgerichts an. Er stand unbeweglich wie eine Bildsäule, und niemand wagte, sich ihm zu nahen, ihn anzureden und in seinen Phantasien zu stören.“ Zum Schlusse seines römischen Aufenthalts konnte Wasmann noch an dem Abschiedsfest zu Ehren des Cornelius teilnehmen, bei dem auch Overbeck und Ingres, der Nachfolger Vernets als Direktor der Pariser Akademie, zugegen waren. Gegen Ende der Tafel trat Cornelius Tochter in den Saal, von den Anwesenden mit Jubel begrüßt. Ingres flüsterte dem neben ihm sitzenden Overbeck echt französisch zu: Est-elle mariée? Als gelegentlich ein Rheinländer das bekannte parodistische Trinklied „Als Noah aus dem Kasten war“ deklamierte, entfernte sich Overbeck sofort; als ihn Wasmann anderntags besuchte und fröhlich beim Malen traf, bekannte er ihm, daß es ihm nicht leicht angekommen, fortzugehn beim Anblick der schönen Sorten, die im Vorzimmer für den Schmaus hergerichtet standen; aber er könne unmöglich ertragen, die heiligsten Geheimnisse und Vorbilder der Erlösung so jämmerlich parodiert zu hören.

In Overbeck verehrte Wasmann nicht nur den frommen, christlichen Maler, sondern den „treuen, väterlichen Freund,“ der er ihm war. Als Wasmann im vierten Jahre seines römischen Aufenthalts zur katholischen Kirche übertrat, war Overbeck sein Firmpate. Mit welchen feindlichen Blicken dieser aber nicht nur die Antike, sondern auch jede wohlgeratene und heitere Sinnlichkeit betrachtete, und bis zu welchem Grade er in Askese und frommer Mystik das Gefühl für gesunde Kunstübung verloren hatte, dafür findet sich in Wasmanns Biographie ein sehr lehrreicher Beleg. Als seine Stipendienzeit zu Ende ging, und kurz nach seiner Konversion war Wasmann gerade mit der Vollendung eines großen Genrebildes beschäftigt, „das für einen Konvertiten schlecht paßte, nicht sowohl wegen des Gegenstandes als wegen der Auffassung, nämlich vigneroli, die nach der Weinlese in einem Garten sich mit Tanz belustigen, indem ich die Schönheit der antiken Körperformen in strenger Zeichnung auf meine Kunst hinüberzutragen bemüht war, darüber im Kolorit zurückblieb und unsicher zu Werke ging. Pater de la Croix — Wasmanns Beichtvater —, als ihm das Stück zu Gesicht kam, fragte nach dem Preise, vielleicht in der gutmütigen Absicht, mir den längern Aufenthalt in Rom zu ermöglichen; aber Overbeck, dem ich es erzählte, wehrte aus allen Kräften, weil er die schleunige Entfernung von Rom für das beste Mittel hielt, mich vor Schlimmerm zu bewahren. Einst begegnete ich ihm und sagte entzückt: »Wie schön ist der italienische Himmel!« worauf er erwiderte: »Auch über Deutschland ist der Himmel!«“

Anekdotische Berichte dieser Art, auf die sich Wasmann so gut verstand, und die dem Buche eine so frische, persönliche Würze verleihen, sind geeignet, uns das ganze Zeitbild der klassizistischen und romantischen Kunstübung und ihre treibenden, seelischen Kräfte tiefer, gewissermaßen in einer anschaulichen Formel einzuprägen, als lange theoretische Erörterungen. So sind auch die Worte, in denen er seiner Sehnsucht nach innerm Frieden und nach einer höhern religiösen Harmonie seines Daseins Ausdruck giebt, zu einer Schilderung des begeisterten Schönheitskultus auf der einen Seite und der frommen, schwärmerischen Abwendung von allem Irdischen und allem schönen Schein geworden. Da sie außerdem Wasmanns reifen, an Goethe offenbar geschulten Stil aufs beste kennzeichnen, seien sie in ihrem ganzen Wortlaute hier angeführt.

„Es war wohl eine lebhafteste Sehnsucht nach etwas Höherem in mir, aber ich suchte es auf einem Holzwege, nämlich in der vollendeten Schönheit der äußern Form, wie die Antike sie bietet. Diese hielt ich für das erhabenste Ideal des Menschen und wurde dadurch immer tiefer in den Kultus der sogenannten reinen Sinnlichkeit verstrickt. Das Museum des Vatikan hat eine Rotunde, in welcher die herrlichen Büsten Jupiters und anderer heidnischer Gottheiten aufgestellt sind. Wenn ich hier einsam zeichnete und durch die obere Lichtöffnung im klaren Sonnenlicht kleine Bienen herabflogen, die Bilder umschwärmend, war mir zu Mute wie in einer Kirche, als sei ich auf dem Gipfel der Seligkeit angelangt und jede Unruhe des Herzens gestillt. Ich habe diese und ähnliche Zustände bei mir und auch bei andern Künstlern betrachtet, die weit höher begabt, das schwelgende Entzücken noch in weit größerer Fülle genossen, sodaß ihnen Thränen in die Augen traten und sie gen Himmel schauten, als ob sie beteten. Ich kannte einen Künstler, der, im Leben und in seiner Kunst ganz der sinnlichen Lust ergeben, als es mit ihm zum Sterben ging, meinte, die Engel singen zu hören. Es sind dies gefährliche Täuschungen der Seele und Versuchungen des bösen Feindes, und der Natur nach folgt auf solchen Rausch die schrecklichste Ernüchterung. Menschen, die für gewöhnlich hoher Begeisterung zugänglich sind, geraten dann wieder in jene entgegengesetzte Stimmung, welche die Welt Klagenjammer nennt, wo sie, ohne unwohl zu sein, tagelang für ihre Umgebung wie tot sind. Diesem ähnlich überkam mich, ohne daß ich mir des Übergangs bewußt war, ein gewisses, ruhiges Nachdenken verbunden mit einer Unbehaglichkeit, wenn ich die erlebten und genossenen Freuden zurückrief und an meiner Seele vorübergehen ließ.“

Der Übertritt zur katholischen Kirche war der äußere Abschluß dieser Folge von seelischen Erfahrungen.

Sein römischer Aufenthalt hatte damit sein Ende erreicht. Auf seiner langen und oft mühseligen Fußwanderung heimwärts hat er wieder oft Gelegenheit gehabt, das patriarchalische Leben „in seiner ganzen Schönheit und Einfachheit“ und die edle Gastfreundschaft des römischen Volkes kennen zu lernen, die für den Reisenden um so erfreulicher war, als er die Wirtshäuser meist in einem entsetzlichen Zustande fand. Er wanderte über Assisi, wo er die berühmten herrlichen Giottofresken innig bewunderte, und Perugia nach Bologna. Während der Reise vermied er es, sich als Deutscher auszugeben, da die Deutschen, die bei den Italienern mit Österreichern identisch waren, von diesen grimmig gehaßt wurden. In Bologna wurde er unter groben Schimpfworten vom Wirt des Gasthauses mit seinem Koffer vor die Thür gesetzt, weil er ein Deutscher war, während ein Engländer auf das höflichste aufgenommen wurde. In seinem geliebten Meran machte er eine mehrmonatige Rast, dann zog er weiter und trat in Wolfratshausen „zum erstenmal wieder nach vielen Jahren in die von Bier und Tabakqualm angefüllte bairische Wirtshausatmosphäre.“ Husten und Brustkrampf stellten sich ein, Leiden, die er in dem schönen Italien drei Jahre lang vermissen hatte.

Die folgenden Jahre waren für ihn nichts weniger als glücklich. Sein zweiter Münchener Aufenthalt war eine Zeit der Krankheit, schwerer Sorgen und trüber Seelenzustände. „Es klopfte die Zeit der Buße an meiner Thür; denn mit dem formellen Rücktritt zur heiligen Kirche war noch wenig geschehen, und der barmherzige Gott kam mir zu Hilfe mit Kreuz und Not, wovon der abenteuernde Simplizissimus bis dahin noch wenig erfahren und gekostet hatte.“

Zunächst erging es ihm, wie es fast jedem ergeht, der auf längere oder auch nur auf kürzere Zeit in Italien gelebt hat. Er konnte sich nicht in das Münchner Leben finden, lebte nur in seinen Erinnerungen an Italien in einsiedlerischer Zurückgezogenheit und mehr als je mit sich und den Wünschen und Hoffnungen seiner Seele beschäftigt.

Ein wahrer Segen für ihn war es, daß er in seiner Kränklichkeit und sozialen Hilflosigkeit von seiner Wirtin, einer Frau v. P., die selbst ums tägliche Brot zu arbeiten und mehrere Kinder zu erziehen hatte, in wahrhaft mütterlicher Aufopferung gepflegt und unterstützt wurde. Er preist sie auch als seine Wohlthäterin und widmet ihr Worte kindlicher Liebe und wärmster Dankbarkeit und Verehrung. Sie, die von einer kümmerlichen Pension in beschränkten Verhältnissen lebte, hatte die Natur zu einer barmherzigen Schwester bestimmt. „Wenn sie zur Winterzeit einen halberfrorenen Bettler auf der Straße traf, nahm sie ihn mit nach Hause, ließ ihn an ihrem kleinen Ofen sich wärmen und gab ihm Suppe und Kaffee. Studenten und armen Kindern erwies sie die gleiche Liebe, und die Wohlthätigkeit übte sie mit einer Energie und naiven Unmittelbarkeit, als sei es das Hauptgeschäft ihres Lebens, und ohne sich zu kümmern, ob es ihrer Familie angenehm sei oder nicht. Unter anderm hatte sie eine Zeit lang eine Magd, eine halbtot und widerwärtige Person, mit der niemand auskommen konnte; aber gerade deshalb behielt sie sie.“

Dieser Frau vor allem hatte Wasmann es mit zu verdanken, daß er sich durch trübe Zeiten in ruhige, geordnete Verhältnisse hinüberretten konnte. In dem Sekretär des Erzbischofs, Friedrich Windischmann, dem „gelehrtesten Orientalisten und Eregeten seiner Zeit,“ fand er einen treuen väterlichen Freund und Berater. In München ist er vor allem mit Clemens Brentano näher bekannt geworden, über dessen wunderliche Lebensweise er viel zu berichten weiß, was für den Bitterarhistoriker von großem Wert ist. Er hatte von Wasmann als von einem Maler und Konvertiten gehört, der still für sich lebe. Das genigte ihm, „in dem Drang seines Herzens, eine Gott liebende Seele nach seinem Ideal zu finden,“ ihn aufzusuchen. Brentano hatte sich von dem Weltverkehr zurückgezogen und lebte, den reichen Ertrag seiner Schriften milden Zwecken zuwendend, knauserig und ärmlich wie ein Student. „Abends liebte er, im Widerspruch mit sich selber, das Theater zu besuchen, nicht das vornehme Stadttheater, das war ihm zu schlecht, sondern das sogenannte Lippert-Volkstheater in der Vorstadt Au, wohin ich ihn zu begleiten die Ehre hatte. Wie jauchzte der kindische Mann, wenn der Direktor desselben, der schon vierzigjährige Schweizer, eine jugendliche Rolle des Till Eulenspiegel gab und in knabenhafter Behendigkeit und tollen Sprüngen das äußerste leistete, oder in dem Zauberstück »Aschenbrödel« den als Prinz verkleideten Stallknecht vorstellte, der beim Anblick der tanzenden und vornehm thuenenden Schwestern der Aschenbrödel mit der Zunge zu schnalzen anfängt und aus seiner Prinzenrolle fallend, die Mädel wie seine Pferde mit der Reitpeitsche abzuwischen Lust zeigt. Mitten aber in dem höchsten Jubel des Entzückens fuhr Brentano mit seinem Kopf dicht an den meinen und schrie mir in die Ohren: »Und doch sind diese Kerle alle des Teufels.«“

Wasmann lernte ferner Genelli kennen, der ihm wegen der zähen Ausdauer und Gründlichkeit imponierte, mit der er ein Gespräch über einen interessanten Gegenstand durchführte, den stumpf und träumerisch blickenden Dichter Stieglitz und Moritz Schwind, der damals noch nicht berühmt war, aber mit

genialem Spott alles vor sich niederwarf, was ihm nicht echt und wahr erschien. Darum stand er mit Kaubach nicht auf gutem Fuße, der mit der Ausführung der „Hunnenschlacht“ und der „Zerstörung Jerusalems“ beschäftigt war. Keiner wußte so wie Schwind mit einem einzigen derben Wörtchen etwas zu kennzeichnen und den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Wasmann konnte in München nicht Boden gewinnen, an der Ausführung größerer Arbeiten hinderte ihn seine Kränklichkeit, im Verkauf auch der kleinern Bilder hatte er, einige Fälle abgerechnet, wenig Glück, er geriet immer mehr in Schulden, und eines Tags ist er mit dem gepumpten Gelde seines väterlichen Freundes Windischmann in der Tasche wieder auf der Wanderung nach seinem geliebten Südtirol, wo er vor Jahren so zufrieden gelebt hatte. Meran wurde seine zweite Heimat, die ihm lieber und teurer wurde als seine Vaterstadt. Hier wurde er ein sehr beehrter Porträtmaler, sodaß er bald in der Lage war, sich eine sorglose, bescheidne Existenz zu gründen. Er lebte einsam, aber innerlich beglückt, oft durchstreifte er tagelang die herrliche Welt Südtirols; als einziger Mensch ringsum war er dann mit sich und seinem Gott allein. Es war in Tirol noch die gute alte Zeit, es gab keine Touristen, und „es war noch wenig Luxus und darum schönes Geld in den Truhen, was zur rechten Zeit ans Licht kam. . . Meran lag damals noch in mittelalterlicher Dämmerung und hatte weder Kuranstalt noch Kurgäste. Der Medizindoktor Feiertag sah ruhig von seinem Fenster an der Ecke der Laubengasse auf die Gräber um die Pfarrkirche herab, unter denen seine Patienten den ewigen Schlaf schliefen. Man starb gemächlich in der Heimat, ohne auf Reisen geschickt zu werden. Alles ging noch nach altem Stil.“

Durch einen vierjährigen Aufenthalt in Hamburg, von 1843 bis 1846, wurde sein Meraner Lebensidyll noch einmal unterbrochen. Von den Seinen wurde er nach langer Abwesenheit mit der größten Herzlichkeit empfangen, er erhielt die schönsten Aufträge und wurde als Künstler hochgeehrt. Mit einer großen Zahl geistvoller und kenntnisreicher Menschen lebte er in anregendem Verkehr. Daß er Katholik geworden war, fiel niemand unangenehm auf. „Es war noch die letzte Zeit und Stunde der romantischen Periode, wo man es einem Maler am wenigsten verübelte, wenn er der katholischen Kunst zuliebe, die auch von Protestanten hochgeehrt war, nach Art von Wackenroder und Novalis katholisierte oder gar katholisch wurde. Dieses Kunstmotiv legte man auch meiner Konversion unter.“ In seiner Vaterstadt gewann er seine protestantische Braut, die jüngste Tochter des Direktors der Hamburger Realschule, Professor Krämers, die später in Meran ebenfalls zum katholischen Glauben übertrat. Abseits von der Welt, in religiöser Andacht und inniger Gottergebenheit dem Aufbau seines Seeleninnern ergeben, in harmonischem Familienleben, durch vier wohlgedehende Kinder beglückt, verbrachte Wasmann die zweite Hälfte seines Lebens bis zu seinem am 10. Mai 1886 erfolgten Tode. Im Jahre 1867, im Alter von 62 Jahren schrieb er seine Lebensgeschichte nieder, in der er uns so wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Zeit gegeben hat, und die der Nachwelt seinen Namen erhalten wird.

P. K.

